

Erstaunlich, aber bisher hat mir niemand die Frage gestellt: „Warum schreibst Du/schreiben Sie eigentlich als Doktorand so viele Rezensionen?“ Es kamen eher Aussagen, die von Bewunderung für die bisherige Anzahl bis zu gewiss gut gemeinten Mahnungen, dass das Rezensieren von Büchern zu viel Zeit koste, zu wenig Anerkennung bringe und eh nur eine Fingerübung sei, reichten. Diese Hinweise sind nicht ganz von der Hand zu weisen, es kostet viel Zeit.¹ Ebenso nützt es in Bewerbungsverfahren oder bei der weiteren wissenschaftlichen Karriere wenig bis gar nichts, wie ich selbst bei der Mitarbeit in einer Berufungskommission erfahren durfte. Schön und gut, aber warum schreibe ich dennoch Rezensionen – aktuell sind es etwas über 100, einige davon noch im Druck? Ganz einfach: Aus Leidenschaft! Die folgenden Ausführungen stellen deshalb einige Beobachtungen von mir aus den letzten Jahren zusammen, die selbstverständlich meine persönliche Meinung widerspiegeln und *sine ira et studio* (Tacitus) hier dargelegt werden.

Die Faszination des Lesens von wissenschaftlichen Qualifikationsschriften, Sammelbänden und Zeitschriftenaufsätzen begleitet wohl jede*n angehende*n Wissenschaftler*in im Laufe des Studiums. Das Lesen und Verfassen von Rezensionen nehmen jedoch einen eher peripheren Bereich darin ein. Dies ist bedauerlich, denn zweifellos müssten die Studierenden noch deutlich mehr lernen, wie sie selbst eine kritische Stellungnahme zu einem Text schreiben können und vor allem müssten sie die Fähigkeit erlernen, Rezensionen kritisch zu lesen. Im Grunde ist es notwendig, eine Rezension von einer gelesenen Rezension im Kopf zumindest immer parallel abzufassen, gerade weil jede Besprechung zumindest unsichtbare Spuren hinterlässt, die dann kaum beim Lesen eines Buches später ausgeblendet werden können.

Auf diesen und ein paar weitere Aspekte möchte ich in diesem Beitrag eingehen. Gerade zu Beginn scheint es mir not-

wendig, meine eigenen Erfahrungen zu schildern und dabei möchte ich betonen, dass mir als jüngeren Doktoranden fast nur positive Rückmeldungen von Redaktionen der unterschiedlichen Zeitschriften zu meinen eingereichten Rezensionen gegeben wurden. Wenn Aspekte kritisiert wurden, so wurde immer ausdrücklich betont, dass es meine eigene Entscheidung ist, aber sie einen Aspekt differenzierter oder anders sehen. Gerade dieses Feedback hinterließ bei mir das Gefühl, dass ich als Rezensent trotz fehlender akademischer Titulatur ernst genommen werde und man mir helfen wolle. Bewusst habe ich mich für viele unterschiedliche Zeitschriften und digitale Fachforen entschieden und in vielen Fällen die entsprechenden Stellen direkt angeschrieben und meine Motivation dargelegt, warum ich für diese Zeitschrift Besprechungen schreiben möchte. Da gerade bei den Mediävist*innen bei vielen Journalen ein Mangel an Rezensent*innen herrscht, wurde dieses Angebot bis auf zwei Ausnahmen dankend angenommen. Bei der einen Zeitschrift, die mich (vorläufig) abgelehnt hat, wurde die fehlende Promotion angemerkt, was mich insofern verwundert, da ich immerhin einen Aufsatz für diese Zeitschrift verfassen durfte und dieser bereits vor mehreren Jahren abgedruckt wurde.² Ein weiteres Beispiel sind die bei dem Rezensionjournal *sehpunkte* veröffentlichten Besprechungen. Obgleich ich hier bisher drei Besprechungen veröffentlicht habe und die von der Betreuung ausdrücklich gelobt wurden, so ist die Abfassung in naher Zukunft nicht mehr möglich, da nur noch Wissenschaftler*innen mit Promotion berücksichtigt werden sollen. Dem Titel wird demnach augenscheinlich mehr Bedeutung beigemessen als der Qualität der Rezension. Generell ist hier zu hinterfragen, inwiefern ein Dokortitel wissenschaftliche Qualität garantiert. Das würde im Umkehrschluss – etwas überspitzt – bedeuten, dass Personen, die sich bewusst oder weit aus häufiger gezwungenermaßen gegen eine Karriere in der Wissenschaft entschieden haben, wie viele Archivar*innen, Bibliothekar*innen und Lehrer*innen, von denen nur die Minderheit promoviert ist, nicht in der Lage sind, ein Buch kritisch zu hinterfragen. Das ist heutzutage zum Glück nur noch selten ein Aspekt, aber er tritt doch immer wieder auf, wie bei Drittmittelanträgen, akademischen Stellen, häufig auch bei Referendarstellen im höheren Archiv- und Bibliotheksdienst, oder eben manchen Zeitschriften. Teilweise ist dies sicherlich noch mit der weiterhin vorhandenen Titelaaffinität im deutschsprachigen Raum zu begründen, obgleich es zuletzt durchaus

berechtigt eine generelle Kritik am Dokortitel gab, wie ein Kommentar von Steffen Huck in der Wochenzeitung *Die Zeit* verdeutlicht.³

Warum sollten also junge Wissenschaftler*innen, womit ich auch ausdrücklich diejenigen ohne Masterabschluss meine, nicht schon frühzeitig Erfahrungen mit dem Abfassen von Rezensionen sammeln? Welche Möglichkeiten gäbe es, um qualifizierte Rezensent*innen ganz einfach zu erkennen? Auf diese Fragen möchte ich in den folgenden Zeilen eine Antwortmöglichkeit finden und diese zur Diskussion stellen.

Die Notwendigkeit des Erlernens des kritischen Denkens

Die Grundkompetenz jeder Historikerin und jedes Historikers sollte es sein, sich kritisch mit der Geschichte auseinanderzusetzen. Eine eigentlich banale Feststellung, die dennoch in den akademischen Diskursen aus meiner Sicht deutlich in den Hintergrund gerückt scheint. Denn immer häufiger – so zumindest die eigenen Erfahrungen, die ich aus Gesprächen mit vielen Studierenden gewonnen habe – wird diese grundlegende Maxime der Geschichtswissenschaft nicht gut genug vermittelt und gefordert. Viel zu häufig werden Seminararbeiten verfasst, die das vermittelte Wissen eher rekapitulieren und bestätigen, anstatt sich hiermit kritisch auseinanderzusetzen. Das gilt vor allem für die Meinung von Dozierenden. Dazu habe ich mit einem Kollegen in einem Seminar ein Experiment durchgeführt: Wir stellten Behauptungen auf, die eindeutig falsch waren, bekamen aber seitens der Studierenden keinen Widerspruch. Teilweise wurden unsere Erläuterungen sogar notiert und wären, sofern wir nicht das eigene Experiment aufgedeckt hätten, auch so weiterhin wiedergegeben worden. Gerade die Abfassung von Rezensionen hilft vielen Studierenden, sich kritisch mit den Aussagen auseinanderzusetzen und im Rahmen eines Seminars haben sie die Möglichkeiten, mutig zu sein und vielleicht eine Rezension abzufassen, die nicht den manchmal leider doch etwas formal gestelzten und sich in ihrer Art wiederholenden Besprechungen gleichen, die in vielen Fachzeitschriften zu lesen sind.⁴

Sicherlich kann nicht jede*r Student*in dann ein*e zukünftige*r Rezensent*in werden, aber sie sind, wenn das häufigere Abfassen von

kritischen Stellungnahmen (noch mehr) verlangt werden würde, dazu befähigt. Es hilft, sich nicht nur kritisch mit den verfassten Büchern und Aufsätzen (die leider bis heute viel zu wenig besprochen werden) auseinanderzusetzen, sondern auch Rezensionen selbst kritisch zu lesen. Wenn jemand besonders geeignet erscheint, wäre es gerade vonseiten der Kursleiter*innen wichtig, die entsprechenden (Master-)Studierenden frühzeitig ‚ins kalte Wasser‘ zu werfen, ohne sie natürlich völlig alleine und ohne Hilfestellung schwimmen zu lassen. Gerade die fehlende Einbindung in akademische Strukturen und vielleicht eine gewisse Unverblümtheit wären bei der Abfassung von Vorteil, wodurch sie das Rezensionswesen eventuell ein wenig aus dem ‚Dornröschenschlaf‘ der sprachlich sehr identischen Besprechungen herausholen und mit innovativen Herangehensweisen bereichern könnten. Diese Besprechungen wären vielleicht stilistisch etwas weniger fachlich trocken, sondern leichter und an einigen Stellen bewusst flapsiger formuliert, ohne dabei freilich die ‚Basics‘ wie Ausgewogenheit, wissenschaftliche Korrektheit und die Vermeidung unnötiger Polemik zu vernachlässigen. Gerade die jüngeren Wissenschaftler*innen sehen die Stärken und Schwächen einer Studie oftmals anders und können diese besser in den akademisch problematischen Kontext, wie mangelnde Betreuung bei der Abfassung einer Dissertation, einordnen und bei der Beurteilung berücksichtigen, wenn nicht sogar für ein Statement nutzen.⁵

Mehr Nachwuchsförderung

Mein Appell wäre daher, dass schon im Masterstudium die Dozierenden gezielt nach künftigen Rezensent*innen Ausschau halten. Anstatt der inzwischen üblichen endlosen Referate, die meist aus der Forschungsliteratur oder Wikipedia zusammengetragen sind und eher deskriptiven Charakter haben, wäre es sinnvoll, wenn häufiger gezielt kritische Beiträge zu Texten, eventuell im Masterstudium auch ganzen Büchern, verfasst werden würden. So könnte der potenzielle Nachwuchs sich früh herauskristalisieren. Ein weiterer Schritt wäre es dann, diese Studierenden an die entsprechenden Zeitschriften zu vermitteln und sie für Abfassungen von Rezensionen vorzuschlagen. Um die Qualität besser zu überprüfen, wäre es – gerade in Zeiten des E-Books – möglich, dass von den Zeitschriften schließlich ein ent-

sprechendes Werk in Absprache mit Verlagen zur Verfügung gestellt und daraufhin eine Proberezension verfasst wird. Anschließend könnte überprüft werden, ob das Potential ausreichend ist, quasi ein Review-Verfahren für Rezensionen. Möglicherweise wäre es günstig, diese sogar als Peer Review begutachten zu lassen, damit nicht zu stark auf den akademischen Hintergrund geschaut wird.

Was wäre dadurch gewonnen? Den Studierenden würde zunächst ein erster Schritt abgenommen und sie könnten in die Fachwissenschaft ‚hineinschnuppern‘ und Kontakte knüpfen. Ebenfalls wäre es für die Psyche ein wichtiger Erfolg, denn die angehenden Rezensent*innen würden ein Feedback von Wissenschaftler*innen bekommen, die sie nicht bereits als Dozierende aus den Seminaren kennen – ein aus meiner Sicht bisher deutlich unterschätzter Punkt. Wenn dann eine Rezension erscheint, so würde das Erfolgserlebnis einer womöglich ersten Veröffentlichung einen An Schub für weitere Forschungen bedeuten. Gerade dieser Aspekt wird bei den ganzen Umständen und Faktoren, die gegen das ständige Schreiben von Rezensionen sprechen, zu wenig hervorgehoben. Denn erstens bekommen die Rezensierenden ein – meist nicht gerade vom Preis erschwingliches – Buch überlassen, sofern der Verlag überhaupt noch Printexemplare überlässt, wie schon an anderer Stelle dargelegt wurde.⁶ Zweitens füllt sich die Publikationsliste gerade zu Beginn der wissenschaftlichen Karriere.

Sicherlich ließe sich einwenden, dass – leider immer noch – eine abgeschlossene Dissertation im Zentrum der wissenschaftlichen Beschäftigung steht, aber gerade in der heutigen Zeit sind vielfältige Veröffentlichungen zwingend und insbesondere an Rezensionen lässt sich oftmals die Fähigkeit zum wissenschaftlichen Arbeiten sehr deutlich ablesen, auch wenn dies bedauerlicherweise häufig nicht in der gewünschten Form anerkannt wird. Umso wichtiger wäre es, wenn dies endlich mehr gewürdigt werden würde. In Nachrufen wird beispielsweise fast nie auf die Besprechungen eingegangen, es sei denn, eine außergewöhnlich hohe Anzahl an Rezensionen liegt vor.⁷

Fazit

Ich hoffe, mit den bisherigen Darlegungen unterstrichen zu haben, wie wichtig es für Nachwuchswissenschaftler*innen ist und ebenso

zukünftig sein wird, Rezensionen möglichst frühzeitig und in größerer Anzahl zu veröffentlichen. Es vermittelt eine Sicherheit bezüglich der Ausarbeitung der eigenen Meinung, aber auch den Umgang mit anderen Ansichten und wie mit denen kritisch umzugehen ist. Gerade diese ‚Kunst‘ erlernt man durch häufigeres Abfassen von Besprechungen, sicherlich bei der Stellungnahme zu Büchern und Bänden, die nicht unbedingt das eigene Forschungsinteresse primär berühren. Dass Nachwuchswissenschaftler*innen Sorge haben, bei bestimmten

Der Autor

Timo Bollen arbeitete nach seinem Studium der Geschichte zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Potsdam, ehe er ein Archivreferendariat im Landeshauptarchiv Koblenz und der Archivschule in Marburg absolvierte. Seit 2024 ist er als Projektmitarbeiter zum Thema Fachverfahren und Archivierung am Landeshauptarchiv Koblenz beschäftigt.

Forschenden aufgrund deren Habitus eine negative Rezension zu verfassen, sehe ich weniger,⁸ denn gerade zu Beginn besteht noch keine so enge Verflechtung im Wissenschaftssystem. Gerade am Anfang der eigenen Karriere hat der Nachwuchs noch einen gewissen Vorteil, nämlich die – hier absolut positiv gemeinte – Naivität, die leider im Laufe des fortschreitenden (wissenschaftlichen) Alters gelegentlich abnimmt und häufig eine stärkere Thesenbildung verhindert, wie dies gerade zu Beginn, vor allem in den ersten Aufsätzen und in der Dissertation, festzustellen ist.⁹

In diesem Sinne bliebe zu sagen, dass zwar *omne initium difficile est* (aller Anfang schwer ist), jedoch gelten sollte: *Qui audet adipiscitur* (wer wagt, wird etwas erreichen)!

Anmerkungen

- 1 Als bisher grundlegende Hinführung zum Rezensionswesen in den Geschichtswissenschaften ist weiterhin heranzuziehen: Nicolai Hannig/Hiram Kümper, Rezensionen: finden – verstehen – schreiben, Schwalbach 2012. Zuletzt speziell zum mediävistischen Rezensionswesen vgl. Manuel Hoder, Das mediävistische Rezensionswesen im digitalen Zeitalter, in: Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Zeitschrift des Mediävistenverbandes 26 (2021), S. 243–253.
- 2 Timo Bollen, Das Verhältnis Papst Leos IX. zu Kaiser Heinrich III., in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 72 (2016), S. 501–543.
- 3 Steffen Huck, Schafft den Dokortitel ab! Das Promotionsverfahren sichert bloß die Macht von Betreuern, Bürokraten und Erbsenzählern, in: Die Zeit, 7.1.2021, S. 34.
- 4 Dies ist ein Kritikpunkt an der Einführung von Hannig/Kümper, Rezensionen, S. 83–124, die in dem Kapitel „Rezensionen schreiben“ teilweise zu star-

re Vorgaben machen, wodurch die Kreativität, sofern sich die Leser*innen an dieses Konzept halten würden, stark in Mitleidenschaft gezogen werden würde.

- 5 Als Beispiel sei genannt die Besprechung von Lena Vosding, Rezension von: Benedikt Hotz, *Litterae apostolicae. Untersuchungen zu päpstlichen Briefen und einfachen Privilegien im 11. und 12. Jahrhundert*, München: Utz Verlag, in: *sehpunkte* 21 (2021), Nr. 7/8 [15.07.2021], URL: <http://www.sehpunkte.de/2021/07/35451.html>, in der sie prekäre Situation des akademischen Mittelbaus kritisiert.
- 6 Barbara Stollberg-Rilinger/Barbara Groß, Torwächter oder Marktschreier? Zur Lage des Rezensionswesens in den Geisteswissenschaften, in: *H-Soz-Kult*, 02.07.2021, URL: www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-5195. Zu ergänzen wäre noch der Peter Lang Verlag, der den Rezensent*innen leider ebenfalls keine gedruckten Bücher mehr zusendet.
- 7 Beispielsweise sei genannt Claudia Zey, Rudolf Schieffer (1947–2018), in: *Historische Zeitschrift* 310 (2020), S. 90–100, hier S. 91, die Schieffers ‚Rezensionsflut‘ mit über 4000 Besprechungen herausarbeitete. Vgl. – diese Zahl noch deutlich übertrumpfend – zuletzt ebenfalls den Aufsatz von Claire Gantet/Fabian Krämer, Wie man mehr als 9000 Rezensionen schreiben kann. Lesen und Rezensieren in der Zeit Albrecht von Hallers, in: *Historische Zeitschrift* 312 (2021), S. 364–399.
- 8 Stollberg-Rilinger/Groß, Torwächter.
- 9 Für diese Erkenntnis danke ich meinen langjährigen Gesprächspartner*innen an den Universitäten Düsseldorf und Potsdam herzlich! – Frau Prof. Dr. Martina Giese (jetzt Würzburg) möchte ich danken, dass sie mir die ersten Rezensionen bei wissenschaftlichen Zeitschriften vermittelt hat und mir immer hilfreiches Feedback gab.